

Schandau Handfertigkeitsschule ins Leben gerufen, sondern auch in Abbau wendet man der Angelegenheit Interesse zu. Dort ist der Handfertigkeitsschulunterricht, wie die „Preussische Schulzeitung“ schreibt, an der Elementarschule eingeführt. Die Knaben werden von einem an dieser Schule wirkenden Lehrer vorläufig in der Anfertigung von Papp- und Laub- sägearbeiten unterwiesen.

Tagesordnung

des Bezirksausschusses der Königl. Kreishauptmannschaft zu Zwickau, Mittwoch, am 1. November 1882.

- 1) Antrag des Conditor Barthel in Chemnitz auf Restitution angeblich zu viel bezahlter Biersteuer. 2) Recurse des Schuhmacher Joh. Dav. Trumppoldt und des Rieme- meister Franz Ludwig Klopfer in Werbau gegen deren Ab- schätzung zur Centralsteuer daselbst. 3) Recurs des Kauf- manns Wilh. Brunner in Plauen gegen seine Abschätzung zu den dortigen Communanlagen. 4) Beschwerde des Dach- decker Ernst Friedrich Wegel in Glauchau gegen seine Ab- schätzung zu den Communanlagen daselbst. 5) Recurs des Fabrikanten Emil Ringl in Reichenbach wegen Heranziehung der Firma Glob. Ringl in Oberreichenbach zu den commun- icalen Anlagen in Reichenbach. 6) Nachtrag zum Regulativ über Besteuerung des Kleinhandels mit Branntwein in Geber. 7) Antrag auf Abänderung der Dessen-Rehrbezirke im Be- zirk der Amtshauptmannschaft Annaberg. 8) Recurs resp. Beschwerde der Gebr. von Arnim wegen der Entrichtung von Besitzveränderungsabgaben in Thum. 9) Das revidirte Anlagenregulativ für Meerane. 10) Differenzen zwischen den Ortsarmenverbänden von: a. Chemnitz und Aue wegen Erstattung der der Emilie Lina verehel. Müller gewährten Unterstützung. b. Plauen und Neusa wegen Unterstützung der Familie Wirth. c. Reichenbach und Auerbach wegen Erstattung der der verw. Schubert gewährten Unterstützung. d) Auerbach und Reichenbach wegen Unterstützung der verehel. Gerold.

Einiges aus der Entwicklungsgeschichte unserer Schrift.

K. Da gegenwärtig durch einen Brief Bismarcks die all- gemeine Aufmerksamkeit auf die Frage, ob unsere deutschen Werke in lateinischen oder deutschen Lettern gedruckt werden sollen, gelenkt worden ist, so dürfte ein kurzgeprägter Abriss der Entwicklung unserer Schrift urtheilschärfend und nicht uninteressant sein.

Die Schlichtheit der Gedanken, die in grauen Vor- zeiten des Menschen Geist bewegten, prägte sich auch in den Zeichen aus, in denen sie verinnlicht wurden. Mit Hilfe einfacher Bilder, wie sie die Natur tausendfach dem menschl- icken Auge bietet, legte der Erdensohn das, was sein Herz oder seinen Geist erfüllte, auf Steine oder Geräthschaften nieder: seine Schrift war eine Bilderschrift. Als später der Mensch in geistiger Hinsicht immer mehr und mehr er- starkte, schuf er sich durch Zusammenstellung mehrerer Bilder die Silbenschrift. Diese bildet nun den Uebergang zu der letzten Stufe der Entwicklung der Schrift, zu der Stufe, auf welcher der Mensch die Sprache in einzelne Laute, in die Buchstaben, auflösen verstand, und dieser Fortschritt wurde schon nach der Meinung der Alten den kundigen Phöniziern zugeschrieben. Von diesem Volke, so berichtet die Sage, habe Kadmus die Buchstaben den Bewohnern Griechenlands gebracht, und im Verkehr mit den Griechen lernten die stolzen Römer die neue phönizische Kunst kennen und schätzen. Diese bahnte sich im Laufe der Jahrhunderte den Weg vom Süden Europas nach dem Norden dieses Erdtheils und wurde auch von unseren tapferen Vorfahren, den alten Germanen, geküßt. Die Ansicht des schwedischen Professors Olbe, daß das germanische Schriftthum direkt dem phönizischen entstamme, hat Professor Kirchhoff (Berlin) widerlegt, indem er bewies, daß die deutschen Schriftzeichen durch Vermittlung der griechischen und altitalischen ent- standen sind. Die altgermanischen Buchstaben bilden die sogenannten Runen, welches Wort von dem altnordischen run d. i. 1., Geheimniß und 2., Buchstabe, stammt und noch mit dem neuhochdeutschen Zeitwort „raunen“ zu- sammenhängt. Schon der Name „Rune“ deutet also an, daß diese Schrift ein Geheimniß war und wahrscheinlich nur den Priestern bekannt. Ihre Verwendung bei den Germanen war eine dreifache:

- 1., zur Bezauberung, wie uns der gelehrte Grabanus Maurus berichtet; 2., beim Loosen, was uns Tacitus erzählt; 3., zu Niederschriften; so fordert z. B. Venantius For- manatus (535—600) einen seiner Freunde auf, ihm doch einmal zu schreiben, indem er ihm empfiehlt, „die Runen auf Eichenholz zu malen.“

Leider ist uns eine solche Holztafel nicht erhalten, aber wir besitzen zahlreiche Speerspitzen, Schwert-er, Ringe, Arm- bänder und vorzüglich Steine, auf welchen unsere Vor- väter mit kunstvoller Hand ihre Runenschriftzeichen eingegrift haben. Im skandinavischen Norden hat man Tausende von Felsstücken gefunden, welche der Germane theils dem An- denken der theuren Eltern oder Geschwister oder eines lieben Freundes gewidmet, den die Schlastenjungfrauen zur Wal- halla geführt — ehrwürdige Zeugen germanischer Treue und Freundschaft. Erhebende Gefühle beschleichen uns, wenn wir vor einem derartigen Voten altgermanischer Vor- zeiten stehen, der anderthalb Jahrtausend Sturm und Wetter getrotzt hat und uns jetzt einen schönen Beweis der Bleibart unserer Vorfahren liefert. — Aus dem Anfange des dritten Jahrhunderts n. Chr. stammen die ältesten jener mit Runenschriften versehenen Ueberreste alter Zeiten, so z. B. das sogenannte Gallehusser Horn, welches von Gold und auf beiden Seiten offen ist. Dieses wurde 1734 bei Gallehus unweit Løndern gefunden, aber 1802 aus der Kopenhagener Kunstammer gestohlen und von den Dieben eingeschmolzen. Glücklicherweise waren schon früher ver- fertigte Abbildungen desselben vorhanden, aus denen die Inschrift allmählich entziffert und gedeutet werden konnte: Sie lautet: et hlevogastir holtingar horna tavido.

Ich, hlevogastir, den Holssteinen die Hörner habe gemacht. Diese Ueberreste der altgermanischen Runen mahnen wie die Trümmer eines ehemals herrlichen Palastes, dessen ver-

gangener Glanz nur noch durch einige gut erhaltene Säulen oder durch unverfälschte Ueber verfallener Götterstatuen verkündet wird, an das bekannte Schiller'sche Wort:

„Das Alte stirzt, es ändert sich die Zeit, Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

denn allmählich wurden bei sämtlichen germanischen Völ- kern, mit Ausnahme der Gothen, die ihr eignes von Wlilas geschaffenes Alphabet hatten, die Runen durch die lateini- schen Buchstaben verdrängt und nur im Norden einige Ru- nenzeichen, die man nicht entbehren konnte, beibehalten. Für die Entwicklung unserer Schrift war nun der Umstand von Bedeutung, daß das lateinische Alphabet, welches sich nach Deutschland Eingang verschaffte, vier verschiedene Schreib- weisen kannte und zwar, erstens: die alte Kapitalschrift, welche gegossen oder in Stein gehauen wurde; zweitens: die zum Schreiben bestimmte sogenannte Unzialschrift; drittens: die Kursive der Notare und viertens: die tironischen Noten, die lateinische Stenographie. — Bis ins 6. und 7. Jahrhundert wurden in Deutschland alle Bücher in Unzial- schrift niedergeschrieben, wobei Buchstabe für Buchstabe ge- stellt wurde und die Worte nicht getrennt waren. Mit dem 9. Jahrhundert begannen sich die sogenannten Minuskeln, eine kleinere bequemere Schrift zu entwickeln, und hiermit war zugleich eine Trennung der Worte von einander ver- knüpft. Die größeren Zeichen der Unzialschrift wurden nun im Gegensatz zu den Minuskeln Majuskeln genannt und zu Verzierungen, bei Anfängen, zur Hervorhebung u. s. w. angewendet. Bei den verschiedenen Stämmen war die Mi- nuskel'schrift wiederum theils mehr, theils minder verschie- den, jedoch seit dem 9. Jahrhundert trugen die frankischen Minuskeln den Sieg über die anderen davon. Wenn wir nun Altentwürfe aus dem 12. Jahrhundert durchschauen, so bemerken wir, daß sich von dieser Zeit an die Reigung gel- tend macht, die runden Züge abzuweichen und allerhand Schön- heit anzubringen, was sich das ganze 13. Jahrhundert hin- durch steigert, im 14. seinen Höhepunkt erreicht und offen- bar mit der Entfaltung des gothischen Stils mit all' seinen Eckchen, Thürmchen und Spitzchen zusammenhängt. Als nun im nächsten Jahrhundert die Buchdruckerkunst erfunden wurde, war die Druckschrift zunächst die Wiedergabe der edigen, vergierten Schrift der Zeit. Jedoch bald versuchte man Vereinfachungen einzuführen und indem man wieder auf die alten Handschriften zurückgriff, fanden die runden Züge derselben allmählich neuen Eingang. In Italien wurde die alte Unzialschrift zwischen 1450—1500 wieder eingeführt und zwar unter dem Namen „antiqua“, wogegen man die edige, verschönerete Schrift nun „fraktur“ nannte. Wir gegenwärtig haben diese Namen im gewöhnlichen Leben auf- gegeben und unterscheiden zwischen lateinischer und deutscher Schrift. Dieser Gegensatz hat sich bei uns in der Reforma- tionszeit entwickelt; denn während bis dahin alles Lateini- sche, Französische u. s. w. in fraktur, also in deutscher Schrift erschienen war, druckte man es von da an nur noch in an- tiqua, dagegen das Deutsche in fraktur. Diese Regel hat mit sehr wenig Ausnahmen bis ins vorige Jahrhundert ge- gelten, seit dessen Mitte sich eine Reaktion gegen die Frak- turschrift und das Bestreben geltend machte, alles in anti- qua erscheinen zu lassen, so z. B. auch die ersten Drucke von Göthe, Wieland, Voß u. a. Dieser Bewegung wurde jedoch ein energisches Halt! entgegengerufen und zwar von den Verlegern, die mit Recht darauf aufmerksam machten, daß die lateinisch gedruckten Bücher keinen Abzug fänden, weil das Publikum diese Schriftzeichen nicht liebe und seit dieser Zeit druckt man gewöhnlich nur noch wissenschaftliche Werke in lateinischer Schrift, Volkschriften aber in deutscher.

Lassen wir nun zum Schluß vor unseren Augen den Entwicklungsgang unserer deutschen Schrift kurz vorüberziehen, so erkennen wir, daß die jetzige Gestaltung derselben, wenn sie auch auf dem lateinischen Alphabete fußt, doch eine eigne Neuschöpfung des Deutschen ist und als solche Be- rechtigung und Anspruch hat, selbständig weiter zu bestehen. Sie sollte aber nicht nur in unseren Volkschriften weiter leben, sondern auch in den deutschen wissenschaftlichen Werken; denn wozu braucht hier der lateinischen Schrift? Etwa um anderen Nationen die Lektüre unserer Bücher zu erleichtern? Ebenjogut wie wir beim Lesen englischer und französischer Werke in fremden, in lateinischen Buchstaben lesen müssen, können doch auch die Ausländer unsere Schriften in deutschen Typen studiren, und der deutsche Michel braucht nicht immer über den Interessen fremder Völker die eignen zu vergessen. Wenn man etwa einwen- digen sollte, daß in deutschen wissenschaftlichen Werken die lateinische Schrift schon wegen der häufigen Fremdwörter vorguziehen sei, so ist dem entgegenzuhalten, daß sich die- selben ebenjogut in deutschen Lettern lesen lassen, da sie dem Fachmann eben keine Fremdwörter mehr sind, und daß für uns Deutsche die Lektüre eines in unserer Sprache geschriebenen aber lateinisch gedruckten Werkes bedeutend mehr Zeit in Anspruch nimmt, als die einer Schrift in deutschen Lettern.

Feuilleton.

Um Ehre und Leben.

Roman von Graf August Röniq. (6. Fortsetzung.)

Der Baron v. Brühl kam zu spät, um den erwarteten Freund am Portal des Hotels zu empfangen, Herr v. Bar- denfeld befand sich bereits in seinem Zimmer, und Meta hatte sich ebenfalls in das ibrige schon zurückgezogen, als der Baron seiner Freundschaft nachkam.

Der Freiherr schüttelte ihm mit herzlicher Wärme die Hand und ließ die klaren, blühenden Augen eine Weile prüfend auf ihm ruhen.

„Da wären wir,“ sagte er mit sonorer Stimme, „nun wollen wir auch sorgen, daß Körper und Geist in der freischen, erquickenden Schweizerluft wieder er- starren. Wir gehen für die nächste Parlamentsaison einem harten Kampfe entgegen, aber wie er auch enden mag, endlich und zuletzt müssen wir doch siegen.“

„Wir wollen das hoffen,“ erwiderte der Baron, während er in dem ihm angebotenen Sessel Platz nahm, „und erfüllt diese Hoffnung sich nicht, so dürfen wir uns

sagen, daß wir das Unrige redlich gethan haben, um diesen Alles unterwühlenden Bestrebungen des Liberalismus den Todesstoß zu geben. Bringen Sie unangenehme Nachrichten aus der Heimath mit?“

„Das gerade nicht, im Gegentheil, unsere Freunde sehen müßig den kommenden Dingen entgegen. Wir ar- beiten im Stillen unverdrossen und befolgen dabei noch im- mer die Taktik, den Boden zu unterminiren.“

„Und die liberalen Parteien bemerken davon nichts?“

„Gewiß,“ sagte der Freiherr lächelnd, während er mit der breiten Hand über den kurz geschorenen Vollbart strich, „aber sie haben nicht das Geschick und auch nicht die rech- ten Leute, uns entgegen zu arbeiten. Sie vertrauen dabei zu sehr auf ihre Stärke, es erscheint ihnen ganz unmöglich, daß sie unterliegen können, und eben dieses Selbstvertrauen kommt uns zu sehr zu Statten. Die große Masse, lieber Freund, huldigt stets dem Erfolg, haben wir den ersten Sieg gewonnen, so folgt Alles unsern Fahnen.“

Der Baron nickte zustimmend.

„Und diesen Sieg werden wir erringen,“ erwiderte er, „unser erster Sieg stürzt das jetzige Ministerium, und dann beginnt für uns eine neue Aera. Bedenken Sie lange in Luzern zu bleiben?“

„Nur einige Tage, dann reisen wir über den Gott- hard nach Italien.“

„Nach Rom?“

„Vielleicht, ich weiß das noch nicht. Werden Sie sich uns anschließen?“

„Wenn Sie erlauben, mit Vergnügen,“ sagte der Ba- ron, sichtbar erfreut, „ich fürchte nur, daß Fräulein Meta nicht ganz damit einverstanden sein wird.“

Der Freiherr zog die buschigen Brauen zusammen, das Lächeln verschwand von seinem Lippen.

„Was berechtigt Sie zu Befürchtungen?“ erwiderte er normurdvoll. „Sie haben mein Wort, und daß ich es unter allen Umständen einlösen werde, müßten Sie wissen. Haben Sie denn keinen Muth? Meta kennt meinen Willen, sie weiß auch, welche Antwort ich dem Graf Segendorf ge- geben habe, wenn Sie nur einmal einen ernsten und ent- schiedenen Schritt thun wollen, wird sie sich schon in das Unabänderliche fügen. Aber so lange Sie zögern, habe ich keine Veranlassung, das verpfändete Wort einzulösen.“

Der Baron zuckte die Achseln und rieb emsig an den Gläsern seines Logrons.

„Ueber's Knie läßt sich das auch nicht brechen,“ sagte er, „und so lange Graf Segendorf, ehrlich herausgesagt, mein begünstigter Nebenbuhler war, habe ich mich fern ge- halten, um alle Gefährlichkeiten zu vermeiden. Jetzt aber werde ich Ihren freundlichen Rath befolgen, und ich hoffe, die vor uns liegende gemeinschaftliche Reise wird mir dazu Gelegenheit bieten.“

„Graf Segendorf soll, wie ich gehört habe, ebenfalls in der Schweiz sein; ich wünsche nicht, ihm zu begegnen.“

Der Baron strich mit der Hand leicht über seine Augen.

„Sie wissen also noch nicht, was sich hier am Bier- waldstädter See ereignet hat?“ fragte er. „Freilich, die entsetzliche Katastrophe kann Ihnen noch nicht bekannt sein, sie datirt ja erst von heute Morgen.“

„Eine Katastrophe, die sich auf den Graf Segendorf bezieht?“ erwiderte der Freiherr, den Blick voll gespannter Erwartung auf ihn bestend.

„Jawohl, er hat sich erschossen.“

„Das ist unmöglich!“ sagte eine zitternde Stimme hinter dem Baron, der sich hastig von seinem Sitz erhob und mit einer tiefen Verbeugung auf das schöne Mädchen zuschritt, das in der Thüre des anstößenden Zimmers stand.

Die Ingeborg der Frithjof'sage! Man konnte in der That den Vergleich gelten lassen beim Anblick dieser hohen, schlanken Gestalt mit den liebrenden und doch energischen Zügen, den tiefblauen, leuchtenden Augen und dem gold- blonden, lockigen Haar, die jetzt zürnend und doch mit un- sagbarer Angst dem Baron in's Antlitz schaute.

„Meine Botschaft sollte nicht Ihnen, sondern Ihrem Herrn Vater gelten,“ sagte er leise, „es war mein Wunsch und Wille, daß er Sie darauf vorbereiten möge.“

Gleich einer Statue stand Meta v. Bardenfeld vor ihm, nur der gläubende Blick und das Zucken der Lippen bekundeten, daß diese klassisch schöne Gestalt lebte.

„Ich bin fast genug, jeden Schicksalsschlag zu ertra- gen,“ erwiderte sie mit mühsam erzwungener Ruhe, „aber nochmals behaupte ich, ich halte es für unmöglich, daß Graf Adolph v. Segendorf selbst sich das Leben genommen ha- ben soll.“

„Und dennoch ist es geschehen, ich bedaure tief, Ihnen das berichten zu müssen.“

„Wann ist es geschehen?“ fragte der Freiherr mit einem besorgten Blick auf seine Tochter, die langsam eintrat und vor dem Tische stehen blieb, auf den sie leicht die schmale Hand stützte.

„Heute Vormittag in Brunnau,“ erwiderte der Baron, dem Blick der Baroness, der unverwandt auf ihm ruhte, ausweichend. „Wir erhielten die erschütternde Nachricht, als wir an der Mittagstafel saßen.“

„Und welche Gründe haben ihn dazu bewogen?“

„Ich weiß es nicht, vielleicht findet man in seinen hinterlassenen Papieren befriedigenden Aufschluß. Sein Ge- spick befindet sich noch hier im Hotel, wir Alle glaubten, er habe nur eine kleine Tour unternommen, von der er heute Abend oder morgen zurückkehren werde.“

„Seltsam!“ sagte der Freiherr, während er langsam auf und nieder wanderte. „Graf Segendorf war reich und unabhängig, jung und kerngesund, was könnte ihn zu diesem unseligen Schritt veranlassen haben?“

„Wen Sie dieses Räthsel, wenn Sie es vermögen!“ wandte Meta sich zu dem Baron, und ihre Stimme klang scharf und befehlend. „Ist es möglich, daß Graf Segen- dorf das Opfer eines Verbrechens geworden ist?“

„Er würde wohl in diesem Falle nicht einen Brief hinterlassen haben —“

„Wo ist dieser Brief?“

„Herr von Bergen hat ihn empfangen, er war an ihn adressirt.“

Ein schwerer Seufzer entrang sich der Brust des Mädchens.

„So ist Herr v. Bergen hier?“ fragte sie.